

Eine neue Utopie

Autor(en): **Mettler, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **3 (1923-1924)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

denke, das Chassepot-Gewehr wieder aufzugeben; es habe sich bei Mentana¹⁾ als viel zu kompliziert erwiesen und die häufigen Störungen am Mechanismus können von der Mannschaft selbst nicht beseitigt werden, sondern machen jedesmal die Hilfe der Büchsenmacher nötig. Der König fügte bei: „Wir wünschen Ihnen in der Schweiz die beste Waffe in der Welt! Sehen Sie nur zu, daß Ihr neues Gewehr nicht auch an dem gerügten Mangel des Chassepot leidet.“ (Fortsetzung folgt.)

Eine neue Utopie.

Von

Hans Mettler, Zürich.

Es ist vor einigen Wochen eine Utopie herausgekommen. Sie hat zum Verfasser einen Dr. jur. et phil. Betsch, der sich Mundus nennt und sich im letzten Moment entschlossen hat, seinen vollen Namen hinzuschreiben, um einer allfällig an das Buch sich anknüpfenden Bewegung einen vorläufigen Mittelpunkt zu geben. Man hat das Buch „Die Sonnenstadt“ in der Presse noch nicht eingehend gewürdigt. Für den Literaten und den Feuilletonrezensenten mag der schöne und begeisterungstrunkene Stil ein Anlaß sein, das Werk zu empfehlen; für denjenigen, der schon eine andere Utopie gelesen hat und den Inhalt mißt, bietet es sehr wenig Neues.

Die Sonnenstadt Soleja, das Zürich der nächsten Jahrhunderte, ist prächtig gebaut und in Arbeits- und Wohnquartiere geschieden. Die Wohnhäuser, als Reihenhäuser erstellt, sind gruppenweise unter sich verbunden zu Korporationen, die die Benutzung der gleichen Bibliotheken, Autos und Boote zum Zwecke haben. Der Plan eines solchen Wohnhauses ist mit genauen Maßangaben in dem Werk enthalten und Herr Dr. jur. et phil. Betsch weiß sogar anzugeben, daß alle Böden mit einem schalldämpfenden Belag versehen sind, der noch zu erfinden sein wird.

Soleja ist aber nicht die einzige Sonnenstadt. Es gibt solche nun auf der ganzen Welt, weil die Lebensverhältnisse seit dem letzten großen Krieg, dem Weltkrieg, ganz andere geworden sind, die Menschen gut und uneigennützig, frei und unbesorgt, ohne sich um das leidige Geld oder ein Surrogat dafür zu streiten, alle Produktionsgüter im Gemeineigentum stehend, jede Arbeit produktiv, jede Maschine leistungsfähig und jedes Feld ertragreich. Der Sonnenstädter arbeitet in der Woche fünfmal fünf Stunden und in der Freizeit bildet er sich weiter durch den Besuch der vielen Schulen, die ihm offen stehen.

¹⁾ Im Kampf bei Mentana am 3. November 1867 gegen Garibaldi war eine französische Reserve den Päpstlichen zu Hilfe gekommen, und General Fialth berichtete nach Hause: „Das Chassepot-Gewehr hat Wunder getan.“

Nach seinem fünften Altersjahr ist er bereits der Familie entzogen worden und die Gemeinschaft hat seine Erziehung an die Hand genommen. Mit 18 Jahren ist seine Schulzeit vorbei und seine eigentliche Berufstätigkeit beginnt. Mit vierzig Jahren ist er reif und hat er auch die nötige Muße, ein Ehrenamt der Gemeinschaft zu versehen. Er kann sich auch verheiraten und seine Ehe ist kündbar, wenn nicht das Vorhandensein eines Kindes den Sonnenstädter zwingt, bis zu dessen fünftem Altersjahr diesem die natürlichen Eltern zusammenzubehalten. — Der Sonnenstädter trägt natürlich antike Kleidung und die Musik, die an Volksfesten zum Tanze — pardon, zu eurythmischen Bewegungen — aufspielt, ist durch Volksabstimmung selektiert und approbiert worden.

Die so hohe Kulturstufe, die guten Wohnungen, kurze Arbeitszeit, gute Erziehung, die eurythmischen Bewegungen, das alles ist die Folge der Abschaffung des Geldes wie des Privateigentums und der starken Verkürzung der Arbeitszeit. Die verschiedenen Nationen, ja selbst die mannigfachen Produktionszweige wetteifern miteinander, ihre Schätze und Leistungen unentgeltlich einander zu überweisen. Aber das muß, nach dem Raum, der dieser Frage in dem Werke gewidmet ist, nicht einmal die wichtigste Neuerung sein. Diese besteht vielmehr in einer Kalenderreform und der Schaffung einer Uhr, die an allen Enden der Welt zu mathematisch genau gleicher Zeit Zwölfe zeigt und die leidige Tatsache überwindet, daß man sich auf dieser Erde und ihren verschiedenen Längengraden von der Sonne imponieren läßt und ihre Mittagshöhe an jedem Orte als Ausgangspunkt der Stundenzählung nimmt.

Im übrigen enthält der Roman aus der Zukunft keine welterlösenden Ideen mehr.

Wir dürfen um solche Pläne nicht leichtthin herumgehen. Sie enthalten meist in einer schriftstellerisch guten Form Gedanken, die von den breiten Massen als politisches Ziel betrachtet und gesteckt werden. Es wäre dies nicht gefährlich, wenn wir nicht in einem Zeitalter der Demokratie leben würden, wo das Urteil der Masse verbindliches Gesetz werden kann. — Dennoch müssen wir die Utopisten gewähren lassen, wenn sie Träume niederschreiben. Aber wir müssen den politischen Auswirkungen damit entgegenreten, daß wir nach den realen Grundlagen derselben fragen. Wir müssen sie kritisieren, weil sie neben einem Spiel der Gedanken, einer Äußerung der Sehnsucht nach Befreiung von der Misere der Welt, Ansichten über die Gestaltung unserer Wirtschaftsordnung enthalten, die wir als verkehrt und schädlich betrachten und deren Verwirklichung wir nirgends als politischen Programmpunkt sehen wollen.

Vom wirtschaftlich-politischen Standpunkt aus ist aber der „Sonnenstadt“ keine Originalität eigen. Mit Ausnahme der Regelung des Ehe- und Liebeslebens, verwendet der Verfasser überall Gedanken, die zum Schätze der Utopisten früherer Jahrhunderte schon gehört haben. Die mehrfache Erwähnung, daß kein Geld, kein Privateigentum und nur eine beschränkte Familienerziehung bestehe, läßt uns wohl den guten und festen Glauben des Verfassers bewundern, überzeugt uns aber nicht davon, daß er weite wirtschaftliche Kenntnisse besitze. Wir finden wenige Utopien, die

nicht auf dem selben Boden, wie der vorliegende Roman, stehen würden; wir finden wenige, die sich aufgeschwungen haben, bei der Abschaffung des Geldes um irgendeinen Ersatz besorgt zu sein. Man muß das mit der Naivität der täumenden Verfasser entschuldigen. Die Gedanken des Gemeineigentums, der Geldlosigkeit der Wirtschaft, des Regimentes der Alten und Weisen sind so alt und genugsam diskutiert, daß man darauf nicht einzutreten braucht. Es sind das die Urfragen des Sozialismus, die von dem sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus vertieft und von einer neuern Sozialisierungsliteratur auf ihre Anwendbarkeit beim Aufbau einer plannmäßigen Wirtschaft hin geprüft worden sind.

Wer den Gang zum Grundfäßlichen in sich trägt, der wird den Staatsroman von 1922 unbefriedigt zur Seite legen, weil er in den Fragen des utopischen Sozialismus nichts Neues gelesen und keine unerkannten Welten gefühlt hat. Er wird vielmehr sich erinnern, daß der Utopismus über eine interessante Geschichte verfügt.

Es waren Leuchten, die mit Hilfe des Staatsromanes die Fundamente zu den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wissenschaften legten. Es war Plato, der beste Weise seiner Zeit; da war Thomas Morus, der gerechteste Kanzler seines Jahrhunderts; da fand sich der gelehrteste, feuriaste Mönch nach der Renaissance, Campanella: sie waren die ersten, bedeutenden Utopisten. Was nachher an Staatsromanen folgte, war des überzeugenden Feuers dieser Großen nicht mehr teilhaft; die Utopie wurde im Zeichen der allmählichen Erschließung fremder Weltteile zum Reiseroman; der Staatsroman wurde im Zeitalter der französischen Revolution ein Geselle, der unter dem Mantel staatlicher Bindungen seinen angeborenen Anarchismus nur schlecht verdecken konnte. Das Zeitalter fortgesetzter technischer Umwälzungen, das 19. Jahrhundert, drückte der Utopie seinen Stempel ebenfalls auf; damals standen die Fragen im Vordergrund, die sich aus einer ungeahnten, weitem technischen Vervollkommnung ergaben und die ganz besonders zu — allerdings etwas profaischen — Träumereien und Prophezeiungen einluden. So hat jede Zeit auf den Staatsroman eingewirkt und er ist neben allen seinen Zukunftshoffnungen ein getreuer Spiegel der behebenswerten Zustände seiner Zeit gewesen und geblieben.

Haben wir einmal erkannt, daß seit Campanella an Staatsromanen nichts Durchschlagendes mehr zutage trat, so sind wir auch fertig mit allen modernen Einkleidungen sozialer und politischer Ideen in das Gewand der Utopie. Wir könnten dann einzig den bedeutenderen Sozialisierungsschriften noch einigen Wert beimessen, sofern sich diese mit dem Aufbau der Wirtschaft eingehender befassen. Alles andere darf nur noch eine belletristische Wertung erfahren. Macht es aber doch ausgesprochen Anspruch, politische, wirtschaftliche und soziale Ziele zu enthalten, so sind diese abgetan mit dem Hinweis darauf, daß sie bereits Gegenstand der Diskussion und schlechter Erfahrungen sind.

Stand bei Plato und Campanella durchaus nicht fest, ob sie an die Verwirklichung ihres Idealbildes herantreten wollten, so war bei Morus wohl Vorwurf die Gegenüberstellung der wirtschaftlich-rechtlichen Zustände seines Idealstaates mit denjenigen Englands. Die Utopie als Kritik des

Bestehenden ohne Verbindung mit der Propaganda für einen bestimmten andern Zustand hat dem Bergener Holberg den Rahmen gegeben, in dem er die Schwächen seiner Mitmenschen mit goldenem Humor geißeln konnte. Seither aber war es vor allem die Frage, wie ein auf Gemeineigentum sich aufbauender Staat aussehen werde, der die Utopisten bewegte. Dabei läßt sich der Einfluß des Marxismus und seiner Methode auf die Schreiber der Staatsromane deutlich nachweisen. Hatte der Marxismus den Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt, wie Engels vermeinte, so konnte für die Träumer nicht mehr ein ganz freies Feld für die Gebäude ihrer Phantasie bestehen. Sie fügten sich ein in den marxistischen Gedankenkreis; ihre Grundlagen waren die des Marxismus. Der vormarxistische Utopist stellte ein Idealbild auf und suchte es zu verwirklichen. Marx hingegen war der Ansicht, daß der Zustand Sozialismus der Abschluß der ökonomisch-technischen und der darauf basierenden sozialen-rechtlichen Entwicklung unserer Kultur sei, die wir nicht aufhalten und den wir nicht vereiteln könnten. Die nachmarxistischen Utopisten, die sämtlich unter dem geistigen Einfluß dieser Ideen standen, mußten deshalb auf alle Zielsetzung verzichten und sich damit begnügen, die vagen Umrisse, die Marx vom Zukunftsstaat wohlweislich nur gegeben hatte, besser zu konturieren. Sie haben in der zweiten Hälfte einige interessante sozialistische Idealstaaten geliefert, die die Abstraktionen der sozialistischen Theorien erläutern konnten. Aber Marx und seine Getreuen schämten sich immer ein wenig dieses Anhangs von Phantasten und wiesen ihnen gegenüber immer auf den wissenschaftlichen Charakter ihrer eigenen Abhandlungen hin. Man lehnte es in den marxistischen Kreisen strenge ab, näheren Aufschluß über den sozialistischen Zukunftsstaat zu geben, weil man sich dort nur allzugut erinnerte, daß man einmal — in den achtziger Jahren — sich in der Einschätzung des Entwicklungstempos der sozialistischen und Arbeiterbewegung arg getäuscht und verrechnet hatte.

Man ließ die Frage der Gestaltung des sozialistischen Staates ruhen, weil man zur Ueberzeugung kam, daß er noch reichlich lange Zeit auf sich warten lasse. Es kam der Krieg, die Mobilisationen der wirtschaftlichen Kräfte in allen Kulturstaaten, der Burgfrieden, die Zurückdrängung aller sozialen Probleme. Die Privatwirtschaft wurde in staatliche Fesseln gelegt; die planmäßige Wirtschaft wurde zum Teil Wirklichkeit und erhielt ihre theoretischen Verteidiger. In Rußland benützte eine Handvoll Leute, die sich zu dem von Lenin aus der marxistischen Lehre von der Diktatur des Proletariates entwickelten Bolschewismus bekannte, die Gelegenheit der nationalen Schwäche, die politische Macht zu ergreifen. In dem Deutschland der Novembertage 1918 wähten die weitesten Kreise, die Nachahmung des russischen Vorbildes könne zu einem friedlichen Aufbau eines bezwungenen Staates führen. Es ergab sich für den gläubigen Sozialisten die Frage, wie der deutsche sozialistische Staat eingerichtet werden sollte.

Da taucht die Sozialisierungsliteratur auf. Sie will als Gemeinwirtschaft oder Planwirtschaft eine Organisation des Einzelnen und des einzelnen Wirtschaftsobjektes herbeiführen, die Mitsprache von Handel, Konsument und allen im Produktionsprozeß Tätigen bei der Herstellung, Ver-

teilung und dem Konsum der Güter sicherstellen. Sie postuliert Beschränkungen der Verfügungsfreiheit über das Eigentum und bindet die wirtschaftlichen freien Kräfte noch mehr, als es die Sozialpolitik der vorhergehenden Jahrzehnte schon tat.

Die Sozialisierungsliteratur mußte deshalb Pläne, Idealbilder produzieren: sie stellt ein Wiedererwachen des Utopismus dar. Aber es war ein Utopismus, der sich vorteilhaft von demjenigen früherer Jahrzehnte unterschied. Man knüpfte an die bestehenden Zustände an; man wollte langsam entwickeln und machte zu Anfang schon Kompromisse mit dem bestehenden Zustand. Die Sozialisierungsgedanken erlangten parlamentarische Bedeutung — da kam der Friedensvertrag, die antietatistische Welle, die dringende Notwendigkeit, zu produzieren und das Diskutieren zu lassen.

Das ist die Entwicklung und die Rolle des Utopismus in der Geschichte des Sozialismus. Er stand an ihren Anfängen, ein naiver, Weae weisender Phantast; er ging mit dem Sozialismus und ließ diesem seinen Mantel, der den Träger schön und kenntlich machte; er war dessen getreuer Diener, als sich der Sozialismus anschickte, die Herrschaft zu ergreifen. Er hat dem Freund Sozialismus sein Alles gegeben, hat ihn erzogen, begleitet, ihm die Pfade nach a l l e n S e i t e n geebnet; er hat sich in diesem Dienste erschöpft und alle seine Kräfte ausgegeben.

Was will da noch jede Utopie? Sie kann selbst dem Sozialisten keine neuen Ziele mehr zeigen, kann nur Geltung haben als schöner Ausdruck der Sehnsucht nach bessern wirtschaftlichen Zuständen. Nach Zuständen allerdings, deren Verwirklichungsmöglichkeiten klein sind und zu denen zu gelangen, es an gescheiterten Versuchen nicht fehlt. Denn in erster Linie hat das pulsfierende Leben, der bestehende Zustand, Recht und es ist Menschenpflicht viel eher, aus ihm etwas Gutes zu formen, als ihn immerfort an Idealen zu messen. Und besonders, weil diese Ideale billig zu haben sind. Sagt doch schon Gottfried Keller: „Beim Bau von Luftschlössern kommt es auf ein Mehr oder Weniger an Unkosten niemals an.“

Heimatkunst.

Wort und Sache.

Von

Otto von Greherz.

Jakob Böhmer will nicht als Heimdichter gelten. In einem Aufsatz „Zum Begriff Heimatkunst“, der im letzten Augustheft des „Deutscher Zirkels“ erschien, hat er sich unzweideutig darüber ausgesprochen, und Carl Albrecht Bernoulli, der in demselben Heft den Zürcher Dichter feiert, scheint ihm Recht zu geben. „Heimatkunst?“ sagt er, „Nein, das Bindewort zwischen drin fehlt.“ Heimat u n d Kunst! dürfe es heißen, aber nicht Heimatkunst. Sonst gebe es Kurzschluß. „Aber,“ so fährt er fort, „sobald